



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Seeliger, Hermann: Franz Liszt. I. : Der Mensch und Künstler

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Auch diese Ziffer weicht von der deutschen Ausgabe verhältnismäßig nur wenig ab.

Ähnliche Übereinstimmungen zeigen sich bei Roggen, Hafer usw.

Nach den vorstehenden Berechnungen ist die russische statistische Ziffer für die Einfuhr aus Deutschland mindestens auf 374213545 Rubel (808301257 Mark) zu ermäßigen und die für die Ausfuhr nach Deutschland mindestens auf 551669311 Rubel (1191605712 Mark) zu erhöhen. Es überwiegt also in Wirklichkeit nicht die Einfuhr, sondern sie bleibt hinter der Ausfuhr mindestens um 177455766 Rubel (383304454 Mark) zurück.

Die Handelsbilanz Rußlands mit Deutschland ist also stark aktiv, und zwar nicht nur nach der deutschen, sondern auch nach der berechtigten russischen Statistik.



## Franz Liszt

Von Dr. Hermann Seeliger

Er glänzt uns vor wie ein Komet entschwindend  
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Goethe, Epilog zu Schillers Glocke

### I.

#### Der Mensch und Künstler



Je großartiger und vielseitiger eine Künstlerindividualität angelegt, je weiter der Bogen ihres Wirkungskreises gespannt ist, je reicher und bewegter sich ihr äußeres Leben gestaltet hat, um so schwieriger wird sich in engem Rahmen der Darstellung der entsprechende Standpunkt für ihre umfassende Würdigung finden lassen. Liegt auch nicht im Ruhm, sondern in dem, wodurch man ihn erlangt, der Wert, und muß darum an erster Stelle für die Bewertung eines Künstlers sein Werk maßgebend sein als der Niederschlag seines innersten Wesens, so ist doch auch der Größte nicht bloßer Intellekt, auch er stammt vom Weibe und trägt sein Menschentum, unterworfen dem Kausalitätsgesetz wie jeder andere unseres Geschlechtes; heraustratend aus dem Reiche der Ideen in das der Alltäglichkeit mag sein Gebaren oft seltsam erscheinen — vielleicht zum Entsetzen spießbürgerlicher Moral. Der geniale Mensch hat eben seinen eigenen Maßstab, womit er zu messen ist. — Offenbart sich aber in einer Person während einer buntbewegten Lebenswanderung höchste künstlerische Kraft und edelstes Menschentum zugleich wie in Franz Liszt, in dem „Elemente einer Christusseele“ enthalten waren, der aufopferungsfähig war wie keiner, neidlos und ohne Groll

gegen seine Feinde, von größter Wahrhaftigkeit erfüllt, immer nur auf andere bedacht, von unsagbarer, fast sträflicher Güte," so werden wir von dem Adel des Wesens, dem gegenüber die dem Staubgeborenen nun einmal anhaftenden Schwächen bedeutungslos erscheinen, uns nicht minder angezogen fühlen als von der künstlerischen Potenz.

Von dem Menschen und Künstler, wie er uns zum Greifen lebendig in dem ausgezeichneten Buche von Julius Rapp entgegentritt\*), sollen also die folgenden Blätter zunächst handeln, bevor von seinem Lebenswerk zu reden sein wird.

Am 22. Oktober 1811 unter dem Schein des gewaltigen Kometen zu Raibing in Ungarn geboren, mit elf Jahren eine europäische Berühmtheit, geweiht durch den Kuß eines Beethoven, war der junge Liszt nach Paris gekommen, um seine durch Czerny und Salieri erhaltene gediegene musikalische Ausbildung noch weiter zu vervollkommen. Sein Spiel sowie sein lebenswürdiges, gewinnendes Wesen verschafften ihm überall in der Gesellschaft Zutritt, Konzertreisen nach London und der Schweiz erhöhten seinen Ruhm, so daß, als nach dem schon 1827 erfolgten Tode des Vaters dem Sechzehnjährigen die schwere Aufgabe der Erwerbung des Lebensunterhaltes für sich und seine geliebte Mutter zufiel, er sich bald mit Anträgen so überhäuft sah, daß ihm „kaum Zeit zum Atemholen“ blieb. Damals erlebte er auch seine erste Liebe, die zwar erwidert, aber von dem adelsstolzen Vater des Mädchens, dem Grafen von St. Oriq, mit rascher Hand zerstört wurde. Dieser Schlag traf seine junge Seele mit fast vernichtender Gewalt, er wollte der Welt entsagen und Priester werden, zumal ihn das ganze damalige Musiktreiben aufs höchste anwiderte. Wie unsäglich er gelitten hat, bezeugt ein späterer Brief an George Sand: „Um diese Zeit machte ich eine Krankheit von zwei Jahren durch, während welcher mein ungestümes Bedürfnis des Glaubens und der Hingabe sich an die erneuten Übungen des Katholizismus verlor. Meine brennende Stirn beugte sich über die feuchten Stufen von St. Vincent de Paule, ich brachte mein Herz zum Bluten und meine Gedanken zum Fußfall. Ein Frauenbild, keusch und rein wie der Marmor heiliger Gefäße war die Hostie, die ich unter Tränen dem Gott der Christen darbot. Entsagung alles Irdischen war der einzige Hebel, das einzige Wort meines Lebens.“ Aber die Armut, „die alte Vermittlerin zwischen dem Menschen und dem Übel“ entriß ihn seiner Lethargie, sein Wissensdurst erwacht, der Hauch der gährenden Zeit berührt auch ihn, und mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Temperaments stürzte er sich in die geistige und politische Bewegung jener Tage. Die Lehre St. Simons, deren Anschauung von Religion und Kunst er auch bei seinem väterlichen Freunde, dem Abbé Lamennais, wieder fand, machte tiefen Eindruck auf ihn, und der flammende Protest, den er in die Welt schleuderte, als der

\*) Dr. J. Rapp, Franz Liszt. Verlag von Schuster u. Löffler. 1909.

Bannfluch seinen kühnen Freund wegen seiner Reformideen traf, ist um so bemerkenswerter, als Liszt ja selbst überzeugungstreuer Katholik war: „Die katholische Kirche, einzig beschäftigt, ihre toten Buchstaben zu murmeln und ihre erniedrigende Hinfälligkeit im Wohlleben zu fristen, nur Bann und Fluch kennend, wo sie segnen und aufrichten sollte, bar jedes Mitgefühls für das tiefe Sehnen, welches die jungen Geschlechter verzehrt, weder Kunst noch Wissenschaft verstehend, zur Stillung dieses qualvollen Durstes, dieses Hungers nach Gerechtigkeit, nach Freiheit, Liebe, nichts vermögend, nichts besitzend — die katholische Kirche, so wie sie sich gestaltet hat, wie sie gegenwärtig in Vorzimmern und auf öffentlichen Plätzen dasteht, geschlagen auf beide Wangen von Fürsten und Völkern — diese Kirche, sagen wir es ohne Rückhalt: sie hat sich der Achtung und Liebe der Gegenwart völlig entfremdet, Volk, Leben, Kunst haben sich von ihr zurückgezogen, und es scheint ihre Bestimmung, erschöpft und verlassen unterzugehen.“ Einen gleichen schwungvollen Idealismus zeigt der herrliche Nekrolog auf Paganini, dessen dämonisches Spiel ihn die Bedeutung der schrankenlosen Herrschaft des Künstlers über sein Instrument hatte erkennen lassen, dessen fragwürdiger Charakter ihn aber zu der ewig beherzigenswerten Mahnung veranlaßt, „das eigene Leben zu jener hohen Würde auszubilden, die dem Talent als Ideal vorschwebt; den Künstlern das Verständnis zu erschließen für das, was sie sollen und können, die öffentliche Meinung zu beherrschen durch das Übergewicht, welches ein edles hochsinniges Leben verleiht und in den Herzen der Menschen, die dem Guten so naherwandte Begeisterung für das Schöne zu entzünden und zu nähren“ \*).

Es ist das Programm seines ganzen Lebens, was er hier ausgesprochen hat. Ausgehend von der Überzeugung, daß auch dem Künstler für die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse der Zeit als Mitarbeiter eine Bestimmung von der Vorsehung zuerkannt worden sei, hat der Meister sein ganzes Leben eingedenk des von ihm selbst geprägten Wahrspruches „Génie oblige“ gehandelt, an sich selbst bauend wie am Leben seiner Zeit.

Für seine Entwicklung überaus wichtige Bekanntschaften fallen in diesen Pariser Aufenthalt, so die mit Hector Berlioz, dessen phantastische Musik in ihm den Tondichter erweckte, mit Chopin, der ihm das Märchenland einer wunderbaren, ungeahnten Romantik erschloß, und dem er später in einem ebenso wundervollen Buche ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, mit Alfred de Musset, Victor Hugo, George Sand, Meyerbeer, Hiller und anderen führenden Literatur- und Musikgrößen, unter letzteren auch Thalberg, „le premier pianiste du monde“. Im Kampf mit diesem Rivalen wurde Liszt der ganz Große, „Liszt le seul“, wie das artige, anläßlich des Wettstreites der beiden Meister in einem Wohltätigkeitskonzert der Fürstin Belgiojoso entstandene Bonmot ihn bezeichnete.

\*) Franz Liszt, Gesammelte Schriften IV, 12 (Volksausgabe, Breitkopf u. Härtel, 1910).  
Grenzboten II 1914

Diese an inneren und äußeren Erlebnissen so überaus reichen Jahre (1835 bis 1840), in die auch seine Wanderschaften mit der Gräfin d'Agoult fallen, die Beschäftigung mit Byron und Sénancourt, den Dichtern des Welt-schmerzes, mit Dante, Petrarca, der Renaissance, die großartige Schönheit der Alpenwelt, der Zauber des Südens und der überwältigende Reichtum Italiens an Kunstschätzen ließen in seiner empfänglichen Seele Eindrücke zurück, die noch nach Jahren erzittern in den *Années de pelerinage* und den *Soirées musicales de Rossini*. Alles zusammen bedeutet diese italienische Reise für Liszt das gleiche wie einst für Goethe, die letzte Stufe seiner innerlichen Reise als Mensch und als Künstler: Raffael und Michelangelo verhalten ihm, wie er an Berlioz schreibt, zum Verständnis Mozarts und Beethovens, die Einheit der Kunst wird ihm hier offenbar. Und noch ein anderes, köstliches Gut brachte der Meister von dieser Reise mit, nämlich das durch die Nachricht von den furchtbaren Donauüberschwemmungen (Frühjahr 1838) mit einem Male erweckte Nationalitätsbewußtsein. Bisher hatte er, und nicht mit Unrecht, Frankreich als seine eigentliche Heimat angesehen, nun brach die Liebe zu seinem wahren Vaterlande, zu seinem „ritterlichen und herrlichen Heimatlande“ mit elementarer Gewalt durch und setzte sich auch sofort in wohlthätige Hilfe um: 25000 Gulden, der Ertrag von zehn Konzerten, die Liszt binnen einem Monat in Wien gab, kamen allein von dieser Seite den Überschwemmten zugute!

Nach einem nochmaligen kurzen Aufenthalt in Italien zu innerer Sammlung kehrte Liszt 1839 nach Wien zurück, um die hohe Mission, die er auf sich genommen hatte, zu beginnen. Es wurde ein Sonnenflug. So verlockend es auch wäre, den Meister auf seinen Konzertreisen, die ihn die folgenden sieben Jahre durch ganz Europa führten, zu begleiten, es wäre an dieser Stelle unmöglich, diesen Triumphzug ohne gleichen auch nur annähernd zu schildern. Man muß die Berichte jener Tage gelesen haben, um sich eine Vorstellung von dem Rausche der Begeisterung zu machen, der überall, wo der Zauberer sich hören ließ, ausloderte: weder vor- noch nachher hat die Welt ähnliches erlebt, das dafür gefundene Wort „Lisztomanie“ allein ist schon bezeichnend. Nie hat ein Künstler den Feuertrank des Ruhmes in volleren Zügen geschlürft als er. Freilich können wir uns auch heute keine Vorstellung mehr machen von dem Zauber, der von seinem Spiel ausging, von der fast magnetischen Gewalt, mit der Liszt die Hörer in seinen Bann zog. Jedenfalls stimmen alle Berichte darin überein, daß hier „ein Geheimnis waltete, das kein Physiker, kein Physiolog auf mathematischem oder experimentellem Wege jemals ergründen wird.“\*) Soll man sich wundern, wenn die Welt ihn mit Auszeichnungen aller Art, vom ungarischen Ehrensäbel bis zum Königsberger Doktordiplom und dem erblichen Adelstitel\*\*), überhäufte?

\*) Richard Pohl, Franz Liszt, S. 383, Leipzig 1883.

\*\*) Den er auf seinen in Wien lebenden Vetter Eduard Liszt übertrug.

Aber im selben Maße wie er empfing, gab er auch. Er gab überhaupt immer, geistig, künstlerisch, materiell. „Nicht Franz solltest du heißen, sondern ‚Helferich‘“, hat ihm Adolf Stahr einmal gesagt. Was er an Richard Wagner getan hat, ist mit goldenen Lettern in das Buch der deutschen Kulturgeschichte geschrieben, Robert Franz wäre ohne ihn verhungert. Daß das Beethoven-Denkmal in Bonn so schnell zustande kam, war sein Verdienst: um dem Zusammenbretteln des Geldes ein Ende zu machen, gab er 10000 Franken her, ferner 17000 Franken zu einem Pensionsfonds für Musiker des Hamburger Stadttheaters, 55000 Franken für die Abgebrannten derselben Stadt (1862), 1000 Franken für den Kölner Dombau. In Berlin allein veranstaltete er neun Konzerte zu wohlthätigen Zwecken, drei davon für die akademische Jugend. Das sind nur ein paar der am weitesten bekannt gewordenen Beispiele seiner fabelhaften Mildthätigkeit — wieviel davon ist überhaupt nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Génie oblige!

Und fast noch großartiger mutet uns die Charakterstärke an, mit der der unvergleichliche, auf der Höhe eines unerhörten Weltruhms stehende Künstler der Virtuosenlaufbahn entsagte (1847), da sie seine tief angelegte Natur auf die Dauer doch nicht befriedigte: selbst das Angebot einer Million Dollar für eine Konzertreise durch die Staaten der Union konnte an diesem Entschluß nichts ändern. Einer Bitte des Erb-Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar folgend, ließ er sich in dem kleinen Ilmstädtchen dauernd nieder, für das wiederum, wie vor einem halben Jahrhundert, als unsere beiden Dichterkönige hier residierten, eine diesmal allerdings kurze Glanzzeit begann.

Als „Kapellmeister in außerordentlichem Dienst“ war Liszt schon seit 1843 für jährlich drei Monate in Weimar verpflichtet mit einem Gehalt von 1000 Reichstalern, jetzt übernahm er noch freiwillig die Leitung der unter Ghepard sehr heruntergekommenen Oper. Das großzügige Programm, nach dem gearbeitet wurde, hat er später (1854) in seinem Aufsatz über Webers „Coryanthe“ veröffentlicht: hätten die Mittel zu dessen Durchführung ausgereicht, so würde das Weimarer Theaterwesen für alle Zeiten vorbildlich geworden sein. Noch großartiger war der ideale Plan, den er anlässlich der Goethefeier 1849 dem Komitee vorlegte, wonach, gemäß seiner Überzeugung von der Einheit der Kunst überhaupt, Weimar ein modernes künstlerisches Olympia werden sollte. Aber die dazu nötigen 100000 Taler waren nicht aufzubringen, ebensowenig ging der Großherzog auf den von Liszt ihm unterbreiteten Gedanken ein, den „Ring der Nibelungen“ in einem eigens dazu erbauten Festspielhause aufzuführen — sonst stünde dieses heut in Weimar statt in Bayreuth.

Unter den künstlerischen Großtaten dieser Tage ist vor allem die Ausführung des „Lohengrin“ hervorzuheben. An einem fürstlichen Hoftheater das Werk des als Revolutionär Geachteten! Unauslöschlichen Dank schuldet das deutsche Volk dem Fremdling für die selbstlose, kühne Propaganda, mit der er

für die Werke Richard Wagners eintrat und diesen selbst, der von allen verlassen, verfehmt, in den Kreisen der „Zünftigen“ der Bestgehaßte, dem Verzweifeln nahe war, dadurch aufgerichtet und zur Verfolgung seiner Reformideen aufs neue ermutigte.

Das Freundschaftsbündnis, das sich zwischen den beiden genialen Männern entwickelte, findet nur in dem Verhältnis zwischen Goethe und Schiller ein Seitenstück, allerdings mit dem Unterschiede, daß dieser Geistesfreundschaft das herzliche, persönliche Moment fehlte, das dort, besonders auf Liszts Seite sich in unentwegtester Treue und Aufopferung für den Freund kundgibt, auch als Liszt den persönlichen Verkehr mit Wagner nach bekannter Eheirung und der Trennung seiner Tochter Cosima von ihrem Gatten Hans von Bülow abgebrochen hatte.

Welch ungeheure Anziehungskraft auf die musikalische Welt die kleine thüringische Residenz durch Liszt ausgeübt hat, braucht wohl nicht erst geschildert zu werden. Es muß ein hochgestimmtes, löslich frisches Leben gewesen sein, das in dem Kreise derer um Liszt auf der „Altenburg“ geherrscht hat. Namen von edelstem Klange wie Hans von Bülow, Alexander Ritter, Peter Cornelius, der liebenswürdige Dichtermusiker, Liszt in seinem ganzen Wesen vielleicht am nächsten stehend, Hans von Bronsart, Felix Draeseke, Friedrich Preller, Oskar Schade, Franz Brendel u. a., fanden sich in dem auf Anregung Hoffmanns von Fallersleben gegründeten „Neu-Weimar-Verein“ zusammen, und wie eine herausfordernde Fanfare mag dem musikalischen Philistertum, dem einst schon der junge „Davidsbündler“ Robert Schumann den Krieg erklärt hatte, die zweite Strophe des von Hoffmann gedichteten Bundesliedes in die Ohren geklungen haben:

Wir freuen uns am Alten,  
Das herrlich sich erweist,  
Doch Neues zu gestalten,  
Treibt mächtig uns der Geist.  
Das Stillstehn ist zu Ende,  
Die Rücksicht liegt im Grab,  
Wir nehmen in die Hände  
Getrost den Fortschrittsstab.

Es war allerdings ein in den Annalen der Geschichte der Musik unerhörter Fortschritt, und mit berechtigtem Stolz mag Weimar noch heut auf jenes Jahrzehnt, in welchem sein Konzert- und Theaterleben zu einer bisher nirgends erreichten Höhe emporblühte, zurückblicken. Die Meisterwerke der dramatischen Musik der klassischen Zeit fanden ebenso eifrige Pflege wie die der kühnen Neuerer Hector Berlioz und Richard Wagner: alles was edel und echt war wurde willkommen geheißen, mochte der Name des Autors weithin berühmt oder noch gänzlich unbekannt sein. Aber diese künstlerisch so überaus segensreiche Tätigkeit des Meisters fand ein jähes Ende. Was der oppositionellen Presse der Ultrakonservativen wie Otto Jahn, Bischoff, Miller, später Hauslick u. a., die diese

neue Richtung schon längst grimmig befehden und Liszt und seiner kleinen tapferen Schar den Spottnamen „Zukunftsmuffler“ beigelegt hatten\*), nicht hatte gelingen können, das gelang einer niederträchtigen Intrige aus dem Kreise des Liszt feindlich gesinnten Generalintendanten Friedrich Dingelstedt: eine wohlorganisierte Clique brachte am 15. Oktober 1858 Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad“, das erste zur Aufführung kommende Werk eines spezifischen Lisztanhängers, schmähslich zu Fall, und tief beleidigt trat Liszt von der Opernleitung für immer zurück, zumal ihm vom Hofe keine Genugtuung geschah.

Wenn er auch den Schmerz über das erlittene Unrecht, das ihn in seinem edelsten Willen traf, nie so recht verwunden hat, so konnte er gleichwohl auf seinen Weimarer Aufenthalt mit größter Genugtuung zurückblicken. Es waren Jahre reichster Ernte; ein Teil seiner vollendetsten Schöpfungen war damals entstanden, so die „Sinfonischen Dichtungen“, die Seligpreisungen und die herrliche Graner Festmesse. Auch sein persönlichstes Leben hatte in diesen Jahren eine unendliche Bereicherung erfahren. In der Fürstin von Sayn-Wittgenstein, die er einst in Kiew kennen gelernt und die nach der Trennung von ihrem ungeliebten Gatten ihm nach Weimar gefolgt war, hatte er eine Frau gefunden, „ein Prachtexemplar von Seele, Geist und Verstand,“ so recht berufen die Muse des sinnigen Künstlers zu werden. Dem Verkehr mit dieser geistvollen, bedeutenden Frau verdanken wir die wundervollen „*Harmonies poetiques et religieuses*“ und die gewaltige Dantesinfonie; was sie Liszt gewesen, das erfahren wir aus seinem Testament (1860), darin es heißt: „Was ich seit zwölf Jahren Gutes tat und dachte, verdanke ich derjenigen, die ich so glühend wünschte Gattin zu heißen — was menschliche Niedertracht und die kläglichsten Schikanen bisher hartnäckig verweigert haben: Jeanne — Elisabeth — Carolyne. All meine Freude stammt von ihr, und meine Leiden suchen stets bei ihr Linderung . . . Ich werfe mich in Gedanken vor ihr auf die Knie, um sie zu segnen und ihr zu danken als meinem Schutzengel und meinem Vermittler bei Gott, ihr, die mein Ruhm, meine Ehre, meine Verzeihung und Wiedergenesung bedeutet, die Schwester und Braut meiner Seele!\*\*)“ Um so mehr ist zu bedauern, daß die Fürstin, die später völlig in religiös-mystische Schwärmerei versank, selber auf die durch den Tod ihres Gatten möglich gewordene Eheschließung verzichtete und in Rom blieb, während Liszt sich wieder nach Deutschland wandte; er hat unsäglich unter der zwischen ihnen eingetretenen Entfremdung gelitten.

Die sinfonische Aufgabe, die er sich gestellt hatte, konnte er mit der Vollendung der sinfonischen Dichtungen als gelöst betrachten, und so wendete er sich entsprechend seiner tief innerlichen Religiosität der oratorischen zu\*\*\*), der Reform der katholischen Kirchenmusik. Diese Aufgabe glaubte er am besten in

\*) Diese Bezeichnung taucht zum ersten Male auf in Nr. 1 der *Signale* 1856 und ist eine Anspielung auf Wagners Schrift: *Das Kunstwerk der Zukunft*.

\*\*) Briefe V, 52.

\*\*\*) Ebenda, II 28.

Rom, im Vatikan selbst lösen zu können. Daraus erklärt sich seine Übersiedelung dahin sowie sein Eintritt in den geistlichen Stand, da nur ein Abbé Kapellmeister des Papstes werden konnte; persönliche Neigung sprach bei diesem Entschluß ebenfalls mit. Aber man hatte in Rom weder für seine Musik noch für seine Reformideen das rechte Verständnis, und so sah er sich in der Hauptsache doch wieder auf Deutschland hingewiesen, das seine in Rom entstandenen großen Oratorien „Die Legende von der heiligen Elisabeth“ und „Christus“ ganz anders zu schätzen gelernt hat als die Stadt des Nachfolgers Petri.

Die nun wieder folgenden Jahre unstäten Wanderns ließen den alternden Meister so recht der Einsamkeit des Künstlers, die er schon in früher Zeit beklagt hat, innewerden, zumal seine zwei geliebtesten Kinder (Daniel und Blandine) gestorben waren und der Verkehr mit dem dritten (Cosima), wie schon erwähnt, aufgehört hatte; erst 1872, anlässlich der Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses, wozu Wagner seinen Schwiegervater in überaus herzlicher Weise eingeladen hatte, erfolgte die endgültige Veröhnung: Liszt reiste zwar nicht hin, aber seine Erwiderung war gleichfalls so herzlich, daß Wagners im Herbst nach Weimar kamen, wo Liszt seit alljährlich 1869 einige Monate verbrachte. Seine Freude war grenzenlos, und die Wochen, die er nun alljährlich in der Familie seines Schwiegerjohnes verlebte, entschädigten ihn einigermaßen für sein heimloses Wanderleben, welches ihn von Weimar abwechselnd nach Pest und Rom führte.

Für seinen Aufenthalt in Weimar war ihm die sogenannte „Hofgärtnerei“ angewiesen worden, und während der Monate seiner Anwesenheit entwickelte sich hier ein ähnliches reges Leben wie einst in der „Altenburg“. Anschaulich schildert Rapp\*) das Treiben des jungen Volkes um den greisen Meister: dreimal in der Woche nachmittags von 4 bis 6 Uhr kamen die Schüler, um vorzuspielen. Jeder legte die Noten des Stückes, das er vortragen wollte, auf den Tisch. Liszt trat dann herzu und wählte sich etwas aus. Häufig, wenn er dabei seine eigenen Sachen in die Hand bekam, sagte er: „Wer spielt denn dieses dumme Zeug?“ Dann erscholl es: „Ich, lieber Meister!“ Er gab einem dann scherzend einen Backenstreich und sagte: „Na, lassen Sie mal hören!“

An seinem siebenzigsten Geburtstag erlebte er eine besondere Freude: die Ernennung zum Ehrenpräsidenten des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, um dessen Gründung er sich die größten Verdienste erworben hatte. Die schöne und treffende Widmung des Diploms lautete: „Dem großen Künstler, dem allverehrten und geliebten Meister, der schaffend, leitend und lehrend in seltener Größe und nie rastender Hingebung sein Leben der Tonkunst ruhmvoll geweiht, der nie erreicht und unerreichbar, Millionen entzückt hat und Tausenden ein leuchtendes Vorbild geworden ist, dessen Name die Welt bewundernd und unser Kreis voll treuer Liebe wie voll treuer Ehrfurcht nennt.“ Es war die feierliche

\*) a. a. O. S. 446 ff.

Beurkundung der Anerkennung seines Lebens und Strebens, und die letzte europäische Reise, die 1886 der Fünfundsechzigjährige als Tondichter in die Städte unternahm, wo er seinen Virtuosenruhm geerntet hatte, war sozusagen die Probe darauf. Empfangen überall wie ein König, umbraust von dem Jubel von Tausenden, die andächtig und begeistert den Klängen seiner Dichtung lauschten, mußte er erkennen, daß sein Leben doch mehr gewesen war als eine Künstlerepisode, daß in der wenn auch späten Anerkennung seiner Werke eine Bürgschaft für ihre Zukunft lag. Und wenn er des großen Kreises seiner Jünger gedachte, die seine Lehren allenthalben verbreiteten, mit welcher Befriedigung mochte ihn die Erkenntnis erfüllen, daß er weit, weit in die Welt hinausgesät hatte. Getrost durfte der Greis sich zu seiner letzten Reise rüsten, denn selbstloser und treuer war selten eine ideale Mission erfüllt worden, noch sterbend hat er ihr gedient; als nach Wagners Tode das Bayreuther Unternehmen in Gefahr geriet, eilte er, kaum von seiner Konzertreise zurückgekehrt, selbst schon todkrank und halberblindet nach Bayreuth, um seine letzten Kräfte in den Dienst einer idealen Sache zu stellen. In der Nacht des 31. Juli 1886 endete dies so überschwänglich reich begnadete Künstlerleben. Auf dem städtischen Friedhof zu Bayreuth ruht Franz Liszt von seiner langen Pilgerfahrt.

Licht, Liebe, Leben! Die schönen, inhaltsschweren Worte auf dem Herder-Denkmal zu Weimar könnten mit Recht auch Liszts Grabstein zieren. Er hat das Licht geliebt und Licht gespendet, wohin er gekommen ist; er hat Liebe gesät und Liebe erfahren wie wenige und des Lebens Überfluß an Glanz und Ruhm, aber auch an bitterem Leid und schweren Enttäuschungen genossen wie kaum ein anderer. Und er ist des von Goethe gepriesenen höchsten Glückes der Erdenkinder theilhaftig geworden. „Bleibe dir selbst getreu. Bleibe getreu dem, was du in deinem Herzen für das beste, edelste, richtigste und reinste hältst. Kümmere dich nicht darum, ‚Etwas‘ zu sein oder zu werden, aber arbeite mit Beharrlichkeit darauf hin, eine Persönlichkeit zu sein und es mehr und mehr zu werden.“ — Dieser seiner eigenen Mahnung entsprach sein ganzes Leben nicht minder wie seinem stolzen Wahlspruch

Génie oblige!

